

## Hennadi Drusenko hat einen Rettungsdienst an der ukrainischen Front aufgebaut. Er sagt: «Jeder kann mit unserer Hilfe rechnen»

Katharina Bracher

17.06.2023, 05.30 Uhr



Hennadi Drusenko ist Experte für Verfassungsrecht. Und Chef einer Rettungsorganisation an der Kriegsfront in der Ostukraine.

PD

In der Ruhe liegt Gefahr. Darum traue er ihr nicht, sagt Hennadi Drusenko. Das

habe er in den Monaten seit Beginn des russischen Angriffskriegs gelernt. Als er in der Ferne ein scharfes Rauschen hört, denkt der Ukrainer sofort, ein russischer Kampfjet sei im Anflug. Sein Blick prüft den Horizont und schweift dann zum Üetliberg. Da erinnert er sich: «Stimmt, ich bin in der Schweiz.» Ruhe ist hier der Normalfall.

Seit er das Kriegsgebiet in der Ostukraine verlassen hat, um ein paar Tage in der Schweiz zu verbringen, laufen seine Sinne ins Leere. Ständig tasten sie die Umwelt nach einer Bedrohung ab.

Drusenko ist ein auf Verfassungsrecht spezialisierter Jurist, der in der Ukraine und im Ausland forschte und lehrte – zuletzt in den USA, wo er noch ein paar Monate vor dem Krieg an der Indiana University zu Gast war. Doch der 51-Jährige hat einen beachtlichen Wandel hinter sich. Heute kümmert er sich nicht mehr um Ordnung im Staatswesen, sondern um Rettungseinsätze an der Kriegsfront.

Er ist der Gründer der Organisation Pirogov First Volunteer Mobile Hospital, bestehend aus freiwilligen Sanitäterinnen und Medizinern, die bei russischen Angriffen verletzte Soldaten erstversorgen und ausser Schussweite bringen. Laut Drusenko wird etwa jeder sechste Verwundete von einem Pirogov-Team behandelt und evakuiert. Die Organisation arbeitet zwar eng mit der Armee zusammen, finanziert wird sie allerdings aus privaten Mitteln.

**«\*\*\*Wiktor\*\*\*1989, Leutnant. Wunden im Gesicht mit Schädigung beider Augen»**

Ende Mai steht Drusenko an der Tramhaltestelle Opernhaus in Zürich: Khaki-Uniform und Springerstiefel. An seiner Schulter prangt der ukrainische Dreizack in Gelb auf Blau, um seinen Hals hat er ein sandfarbenes Tuch geschlungen. Er schaut auf sein Handy, liest in einem Whatsapp-Chat Nachrichten seiner

Mitarbeiterinnen.

Der neuste Eintrag lautet: «\*\*\*Wiktor\*\*\*1989, Leutnant. Wunden im Gesicht mit Schädigung beider Augen. Linke Hand mit Schussfraktur des Mittelhandknochens. Platzwunden linker Schenkel.» Dazu ein Bild vom Inneren eines Ambulanzfahrzeugs. Den Verwundeten erkennt man erst auf den zweiten Blick. Kopf und Nacken sind mit Schaumstoffblöcken und Gurten stabilisiert. Die obere Hälfte des Gesichts ist von einem Verband verdeckt, an Nase und Kinn klebt geronnenes Blut.

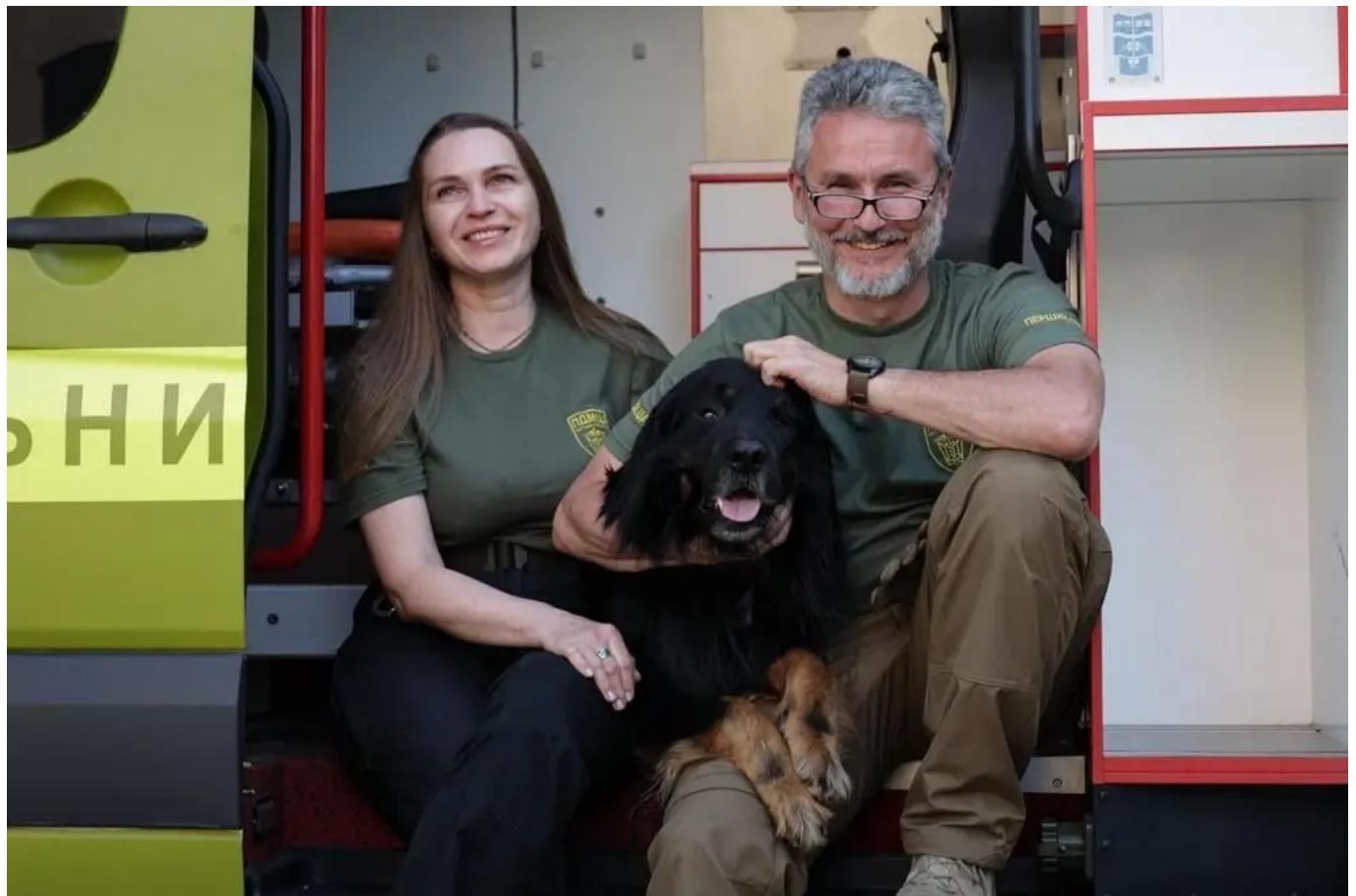
Unter Decken, Wärmefolien und Infusionsschläuchen liegt Wiktor, geboren 1989, identifizierbar mithilfe eines fünfstelligen Codes aus einem Buchstaben und vier Zahlen auf seiner Erkennungsmarke. Die Sanitäterin hat die Nummer aufgeschrieben, ebenso eine 20-Punkte-Liste mit den Behandlungsschritten und den verabreichten Medikamenten: Fentanyl gegen die Schmerzen, ein intravenöses Antibiotikum, ein Mittel gegen starken Brechreiz und so weiter. Der letzte Punkt auf der Liste: das Spital oder der Sammelpunkt, wo der Schwerverletzte von den Sanitäterinnen abgeliefert wird.

Drusenko vergrössert das Bild, um Wiktors Gesicht genauer anzusehen. «Das sind Verletzungen von Schrapnells», sagt er. Das sei die häufigste Verletzungsart. Abgerissene Gliedmassen, durchtrennte Arterien, generell viele Verletzungen mit grossem Blutverlust: So sehe das Resultat von Granateneinschlägen aus. Schusswunden hingegen gebe es in diesem Krieg seltener.

Wird es Wiktor schaffen? Drusenko zögert. Er ist kein Arzt. Und in der Regel wissen auch seine Sanitäter nicht, ob die Soldaten überleben, die von ihnen zu Sammlungspunkten des Militärs oder in Spitäler transportiert werden.

Er steckt das Smartphone in seine Hosentasche. Von Mai 2022 bis Mai 2023

behandelte Pirogow über 20 000 Verwundete. Die allermeisten von ihnen sind Soldaten. Gerade sei allerdings wenig los, sagt Drusenko. Die ukrainische Grossoffensive steht Anfang Mai noch bevor. Die russischen Angriffe sind abgeebbt. Ausserdem regnet es in der Ukraine heftig. Und für den Krieg, sagt Drusenko, gelte die Sanitäterregel: Je besser das Wetter, desto mehr Verletzte.



Drusenkos Frau Switlana arbeitet ebenfalls mit in der Organisation. Unter anderem steuert sie einen Geländewagen mit Verwundeten durch gefährliches Gelände.

PD

Drusenkos Leben veränderte sich im Dezember 2013, als sich sein Facebook-Feed mit Bildern der ersten schwerverwundeten Demonstranten in Kiew füllte. Bei gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Regierungsgegnern und den Ordnungskräften wurden Demonstrantinnen, unbeteiligte Passanten und einige Journalistinnen verletzt. Es begann damals das, was im Westen unter Maidan-Proteste bekannt ist und die Ukrainer «Revolution der Würde» nennen.

«Ich sah, wie sich Sanitäter und Mediziner zu organisieren versuchten, um die Verletzten zu versorgen», erinnert sich Drusenko. Das Problem war, dass die meisten Demonstranten eingekesselt waren und Verletzte einfach liegen gelassen oder von der Polizei direkt ins Gefängnis gebracht wurden. Es fehlte den Rettungskräften ein geschützter, nahe gelegener Ort für die Behandlung. «Da fiel mir ein, dass ich den Sicherheitsbeauftragten der Parlamentarischen Kommission kannte. Ich rief ihn an, und er gab mir die Erlaubnis, das Gebäude der Kommission zu nutzen.»

Drusenko setzte sich mit den freiwilligen Sanitäterinnen in Verbindung und richtete eine Art Untergrundspital ein. Es war das erste von vielen. Ein anderes brachte er in einer Art Klubraum im Keller eines Buchverlags unter. Drusenko kannte den Geschäftsführer. «Wir haben Betten eingerichtet und hatten sogar einen kleinen OP für Notfalleingriffe», erzählt er. 56 Verwundete seien allein in diesem Keller während der Maidan-Revolution versorgt worden. «Es ging mehr um das Vertrauen, das die Leute in mich setzten, als um mein Können oder Fachwissen.»

Und so dachte Drusenko, dass sein Ausflug in die Notfallorganisation nach dem Sturz der prorussischen Regierung beendet sei. Doch dann erhielt er einen Anruf von einem befreundeten Sanitäter, der für einen Freischärlerverband im Donbass gegen prorussische Truppen kämpfte. «Wir verlieren zu viele Soldaten, alle sind überfordert», sagte der Freund am Telefon. «Wir müssen etwas tun.»

Drusenko begann, aus seinem Netzwerk eine Freiwilligenorganisation aufzubauen. Er suchte nicht nur nach Helfern in den Spitäler der Westukraine, sondern auch nach Lieferanten und Spendern für Ambulanzwagen und Ausrüstung. Er durchkämmte die Ostukraine nach geeigneten provisorischen Stützpunkten. 50 Orte fand er, darunter verlassene Bauernhöfe, Scheunen oder Lagerhallen.

## Als Erste in Butscha

«Vor 2014 war ich nie im Osten. Heute kenne ich den Donbass wie meine Hosentasche», erklärt Drusenko, der in Kiew aufgewachsen ist. In den ersten Jahren des «kleinen Krieges», wie Drusenko den Aufstand im Osten nennt, sei jeder dritte Verwundete verblutet. «Sie wussten nicht einmal, wie man einen Druckverband macht.» Der Preis für diese Unwissenheit sei verheerend gewesen.

Nachdem sich der Konflikt in der Ostukraine beruhigt hatte, konzentrierte sich die Organisation auf die Behandlung der Zivilbevölkerung. Als im Februar 2022 der russische Angriff auf Kiew begann, hatte sich Drusenko hauptberuflich wieder seiner Arbeit als Rechtsprofessor zugewandt. «Meine Frau und ich brachten die Kinder und deren Familien samt Hund in Sicherheit auf dem Land. Am zweiten Kriegstag fuhren wir dem Flüchtlingsstrom entgegen wieder zurück nach Kiew und evakuierten mit einem Ambulanzwagen Verletzte vom Flughafen», erzählt er.

Schnell kehrten dieselben Freiwilligen zurück, die schon im Donbass im Einsatz waren. Die Rettungsorganisation war die erste, die Anfang April 2022 in der Stadt Butscha eintraf, wo die russische Besatzung ein Massaker an der Zivilbevölkerung verübt hatte.

Heute zählt die Organisation mehr als 60 Fahrzeuge, darunter mehrere Ambulanzen und zwei Humvees, also gepanzerte Geländewagen, die nahe der Front unterwegs sind. Gesteuert wird die Pirogow-Flotte häufig von Frauen, da viele Männer eingezogen wurden von der ukrainischen Armee. Für besonders gefährliche Einsätze sind auch bewaffnete Sicherheitskräfte dabei. Etwa 100 Freiwillige sind jeweils für Pirogow unterwegs, viele kommen für einige Wochen oder Monate und kehren dann zurück an ihre Arbeitsstellen in den Spitäler des Landes.

## «Meine Frau lebt um einiges gefährlicher als ich»

Eine der ständigen Freiwilligen ist Drusenkos Frau Switlana, eine Rettungssanitäterin. Beim Besuch ihres Mannes in Zürich ist sie gerade dabei, Soldaten in der Region Bachmut im Humvee zu evakuieren. «Sie lebt um einiges gefährlicher als ich. Meine Tätigkeit beschränkt sich auf Organisation und Geldsuche», sagt Drusenko.

Doch gerade das sei momentan schwierig. Staatliche Unterstützung erhält die Rettungsorganisation keine. Jeder Monat Einsatz kostet mindestens 100 000 Dollar. Manchmal ist Pirogow so klamm, dass der Chef aus seinem eigenen Sack eine dringend benötigte Tankladung Diesel berappen muss.

Ausserdem brauchen seine Freiwilligen lebenswichtige Ausrüstung. In Zürich versucht Drusenko unter anderem, 15 000 Dollar für den Kauf eines mobilen Beatmungsgeräts des Schweizer Herstellers Hamilton aufzutreiben. «Die meisten unserer Sponsoren stammen aus den USA, aus Europa erhalten wir noch wenig Unterstützung», sagt er.

Die schwierigsten Erinnerungen, die er mit sich herumschleppt, sagt Drusenko, seien jene aus Irpin. Als der Vorort von Kiew nach Monaten russischer Besetzung befreit wurde, seien es nicht Soldaten mit abgerissenen Gliedmassen gewesen, die ihn am meisten belasteten. «Es war der Anblick schwerkranker Menschen, unter anderem Krebspatienten im Endstadium, die monatelang ohne Behandlung waren», erzählt er. Die Russen hätten diese Todkranken einfach ihrem Schicksal überlassen.

«Ich glaube manchmal, die Russen sind Nekrophile, sie müssen den Tod lieben. Ich kann mir die Brutalität nicht anders erklären.» Allerdings hänge der Grad der Brutalität stark von der jeweiligen russischen Einheit ab. «Manche sind

zivilisiert, andere führen sich wie Barbaren auf.»

Und so hält Drusenko, der Rechtsgelehrte, die Ideale der Genfer Konvention hoch. «Jeder kann mit unserer Hilfe rechnen», sagt er. Russische Verletzte hätten sie allerdings noch nie aufgegriffen. Nach den ersten Wochen der Invasion, als sich die Emotionen etwas gelegt hatten, habe er seinen Leuten gesagt: «Lasst euch nicht vom Hass leiten. Geratet nicht in Versuchung, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.»

Nach wenigen Tagen in der Schweiz reist Drusenko Anfang Mai wieder zurück in die Ukraine. Das Ehepaar wohnt rund 50 Kilometer von der Front in der Industriestadt Slowjansk. Den Hund haben sie inzwischen zu sich geholt, die erwachsenen Kinder leben in der Westukraine.

Drusenko checkt nochmals seine Nachrichten auf dem Handy. Unterdessen hat sich der Chat-Verlauf gefüllt. Der letzte Eintrag des Tages ist der von Iwan, Jahrgang 1997, Soldat: «Verletzung Vorderarm, Hand, linkes Bein. Offener Bruch rechter Vorderarm. Behandlung: Stabilisieren. Wundverband.» Iwan bekommt Antibiotika, ein starkes Schmerzmittel und etwas gegen den Brechreiz. Dann wird er 50 Kilometer weg von der Front ins Spital in Slowjansk gefahren.



Nach den ersten Wochen im Krieg hat Drusenko zu seinen Mitarbeitern gesagt: «Lasst euch nicht vom Hass leiten. Geratet nicht in Versuchung, Gleiches mit Gleicher zu vergelten.»

PD